Bunte Zeitung.

Filmdiva Rockefeller. In der Newyorker Gesellschaft ist es längst kein Geheimnis mehr, daß die reichste Erbin der 5. Avenue, Miß Rockefeller, wie viele ihrer Freundinnen, dem Filmteufel verfallen ist. Den Widerstand ihrer Familie zu brechen, gelang ihr nicht. Aber gelegentlich einer Europareise ist sie — zur Diva geworden. Heidelberg und Umgegend wissen davon zu berichten. Und Dr. Artur Landsberger, der nicht ganz unbeteiligt an den Vorgängen ist, hat mit oder ohne Willen den abenteuerlichen Werdegang dieses kommenden Filmstars in seinem neuen Roman „Miß Rockefeller filmt" eingefangen.

Die Hochzeit von Anatole France. Die Vermählung von Anatole France mit seiner Wirtschafterin, Fräulein Laprevotte, fand vor einigen Tagen in Saint Cyr bei Tours statt. Der einfachen Feier wohnten etwa 100 Personen bei, darunter eine zahlreiche Frauenvertretung der französische Sozialistenpartei. Zeugen waren der Verleger des Dichters, Calman, und der bekannte Romanschriftsteller Corday. Auf die Ansprache des Bürgermeisters, der die Eheschließung vornahm und der den Bräutigam als den „Freund der Gerechtigkeit" feierte, antwortete Anatole France, indem er seinen Glauben an eine Zukunft der Brüderlichkeit aussprach und gelobte, bis zu seinem letzten Tage seine Pflicht im sozialen Leben zu erfüllen.

Frauen, die Pfeife rauchen. In England beginnt unter den Frauen die Sitte, oder vielmehr die Unsitte, das Pfeifenrauchens immer mehr Verbreitung zu gewinnen. Alle Verkäufer von Tabak, Bijouterien, Silberwaren usw. schmücken ihre Auslagen mit kleinen, manchmal mit kostbaren Steinen eingelegten Meerschaumpfeifen für „Ladies". Die Engländerinnen scheinen, von dem Drange getrieben, es in allem den Männern gleich zu tun, von einer Extravaganz zur anderen zu schreiten. Schon die Zigarette der Frauen hat unter den Männern viele Gegner, aber da die Bewegung, mit der sie zum Munde geführt wird, elegant und graziös, der Tabak blond und parfümiert ist, so läßt man sie gelten. Aber die Pfeife mit ihrem durchdringlichen Geruch? Nein, das ist wirklich nichts für Frauen.

Literatur.

Aufgaben künftiger Völkerbund-Erziehung. Dieser Titel einer im Rowohlt-Verlag erschienenen, von Dr. Elisabeth Rotten, Leiterin der pädagogischen Abteilung der Deutschen Liga für den Völkerbund, verfaßten Broschüre läßt vermuten, daß Erziehungsprobleme der künftigen Generation für den Völkerbundsgedanken behandelt werden sollen. Falsch gedacht! Mit Ausnahme der letzten Seiten werden derartige Probleme in der Broschüre kaum berührt; dagegen bietet die Flugschrift die ethischen Grundlagen des Völkerbundes, setzt, wie Prof. Fr. W. Foerster im Geleitwort sagt, die moralischen und religiösen Bedingungen des Völkerbundes in klares Licht — und zwar in scharfsinnigen Ausführungen und in einem feinen, prägnanten Stil. Es ist ein Irrtum der Politiker des Völkerbundes, daß inmitten des jetzigen Geisteszustandes der Völker irgendeine Gemeinsamkeit des Handelns möglich sei. Noch fehlen die Vorbedingungen, noch erkennt der in Selbstsucht befangene Mensch nicht, eine wie grundfalsche Rechnung die bisherige Politik der „nationalen Selbstbehauptung" ist. Erst wenn die deutsche Seele Erlösung gefunden hat von dieser Kurzsichtigkeit, wenn sie den Irrtum abschwört, dem Gewaltgeist der Welt nur durch höchste Bejahung des Gewaltwesens begegnen zu können, dann ist das Größte von dem deutschen Volke zu erwarten — nicht vom westlichen Pazifismus, dem Sinn für fremde Lebensmöglichkeiten fehlt. Das Verhängnis für uns ist erkennbar hereingebrochen mit dem Jahre 1870, mit dem Verschwinden der Gemeinschaftsethik und des öffentlichen Gewissens. Die rechtlich-ethische Entwicklung blieb hinter der technisch-materiellen zurück. Pestalozzi muß wieder Vorbild werden mit seinem Gedanken „der fortschreitenden Eroberung der Freiheit durch Bildung als Erweckung des Herzens und des Gemütes". Dann wird geboren werden der Wille zur Kraft statt des Willens zur Macht. Im Anschluß an diese Ausführungen erwähnt die Verfasserin flüchtig die zwiefache Aufgabe, die sich die pädagogische Abteilung der Liga für Völkerbund gestellt hat, die in der vertieften Erforschung der Frage: „Was ist Friedenspädagogik?" und gleichzeitig in Durchdringung der Erzieherpraxis mit darin enthaltenen Ideen besteht. Es sind viel neue, wertvolle und auch wahre Gedanken, die in der Broschüre entwickelt werden — Gedanken, mit denen man durchaus einverstanden sein kann. Ob aber, wie Prof. Fr. W. Foerster in der Einleitung ausführt, das „größte Imperium" darin besteht, „sich fremder Rechte anzunehmen", ob die „Wiedergeburt jenes alten Deutschlands, das das Fremde mehr liebte als das Eigene", das Endziel unserer inneren Politik sein soll, das werden viele bestreiten. C. H. Barnick.

Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege. Von einem Generalstäbler. Leipzig 1920. K. F. Koehler, Verlag. Mit 12 Karten.

Zahlreiche führende Persönlichkeiten sind mit ihren Erinnerungen zu Worte gekommen, ihre hervorragende Stellung läßt sie, ohne deshalb an Wert zu verlieren, die Ereignisse stets von bestimmter Warte aus betrachten. Mit der „Kritik des Weltkrieges" erscheint zum ersten Male eine völlig unparteiische strategische und militärtechnische Studie, bei deren Lesen man den Eindruck gewinnt, daß der Verfasser, ein ungenannter Generalstäbler, dem Aktenmaterial und eigene Erfahrungen in reichem Maße zur Verfügung gestanden haben müssen, das Urteil weiter maßgebender Kreise des alten Heeres getroffen hat. In mustergültiger Klarheit wird zuerst die Entwicklung der strategischen und technischen Kriegführung seit 1866 vorgeführt. An Hand von Beispielen erkennen wir, was der deutsche Generalstab aus den Erfahrungen früherer Kriege gelernt und welche Fehler er nicht auszurotten vermocht hat. Die Schilderung der Operationen selbst, verbunden mit fachmännischer Kritik, bildet ein Meisterwerk der Darstellungskunst, die jeden Leser in Spannung erhalten muß. Mit warmem Herzen wird der Verfasser auch den hervorragenden Leistungen des kämpfenden Heeres gerecht. Einzelne Bilder, wie die Beschreibung der Kämpfe an der Somme und in Flandern, kurze Ausführungen, die die Stimmung der Truppe zum Ausdruck bringen, sind von lebensprühender Echtheit und tiefer Tragik. Es ist erstaunlich, wieviel der Verfasser in seinen knappen Schilderungen an Inhalt und Tiefe bietet. Ausgestattet mit ausgezeichnetem Kartenmaterial, erscheint das Buch als ein „Generalstabswerk im kleinen", das um so mehr Interesse verdient, als die Herausgabe eines umfassenden Werkes durch die Auflösung des deutschen Generalstabes in absehbarer Zeit nicht erfolgen kann.

Hervorgehoben muß noch werden, daß das Buch sich nicht etwa nur an den Offizier wendet, sondern im Gegenteil gedacht ist als ein äußerst volkstümliches Aufklärungsbuch für die weitesten Kreise. Es ist kein politisches Buch, aber ein vaterländisches Werk, auf das wir stolz sein dürfen.

H. S.

Brausewetter, Artur, „Wer die Heimat liebt wie du!" Roman. Verlegt bei Georg Westermann & Co. Braunschweig 1920.

Brausewetters Romane haben längst ihr großes Publikum. Mit Recht; denn sie sind anschaulich in gutem Stile geschrieben, lesen sich leicht und regen an, ohne seicht zu sein oder gar nach Effekten zu haschen. So bieten sie dem Leser schon äußerlich manchen Vorzug. Ihr innerer Wert aber greift noch darüber hinaus, weil sich z. B. auch in dem neuesten Werk „Wer die Heimat liebt wie du!" zu einer im guten Sinne spannenden Handlung die Fähigkeit der weitgehenden Charakteristik gesellt. Brausewetters Personenschilderung begründet die Wahrscheinlichkeit ihres Wirkens für die vom Dichter gezeichneten tatsächlichen Vorgänge aus inneren Motiven heraus. Deshalb verdient „Wer die Heimat liebt" viel Lob. Fügt man hinzu, daß das Buch durchaus gesund empfunden ist, unverkennbaren Schwung, ja Temperament hat, dann darf man den Roman sehr empfehlenswert nennen, auch seine Eignung als Gelegenheitsgeschenk betonen. Dr. K. B.

Lese schulung des Mittelstandes. Statistische und theoretische Untersuchungen zur Konsumtionslehre von Adolf Günther. Verlag von Duncker und Humblot, München 1920.

Eine vorzügliche Studie, die wertvolles statistisches Material nicht mit dem an den Tisch gebundenen Blick des Nationalökonomen behandelt, sondern die mit praktischer Erkenntnis in die Praxis hineinleuchtet. Auch der Historiker, der Kulturpolitiker, der Finanzwissenschaftler wie der Handelspolitiker kommen zu Worte.

Rosa Luxemburg. Briefe aus dem Gefängnis. Mit einem Bild und einem Faksimile. Verlag für die deutschsprachigen Länder „Junge Garde", Berlin C 2, Stralauer Str. 12.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62, Fernruf 4520 u. 4630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 239 — Sonnabend, den 23. Oktober — 1920

Phinele.

Roman von

Ludwig Rehmann.

(60. Fortsetzung) Nachdruck verboten.

Am Mittag kam Gerlinde. Sie gab sich heiter und zuversichtlich, um Phinele Mut zu machen. Phinele blieb jedoch still und in sich gekehrt, und als es dunkelte, bemächtigte sich ihrer eine Nervosität, gegen die alle Beruhigungsversuche und alle angewandten Mittel verfingen. Sie wurde grenzenlos erregt, wenn man ihr begreiflich machen wollte, daß sie doch unmöglich spielen könne.

„Warum quält Ihr mich nur so — Ihr wißt ja doch, daß ich muß."

Als sie in dem neuen Konzertkleidchen aus ihrem Zimmer kam, gefolgt von Frau Gerlinde und Frau Marie, trat Franz ihr entgegen. Da warf sie sich an seine Brust und klammerte sich an ihn fest, während ein wildes Weinen aus ihr hervorbrach.

„Ich hab' solche Angst, Franz!"

Franz hatte Mühe, sich zu beherrschen. Er schlang in leidenschaftlicher Innigkeit die Arme um sie, während er die beiden Frauen mit einem nassen Blick ansah, aber dann zwang er sich zur Ruhe.

„Aber Liebling — wie kann man nur! Was da verlangt wird, das kannst Du doch allemal. Und wir sind doch da. Du mußt Dir einbilden, daß Du für uns ganz allein spielst und daß die fremden Leute Dich gar nichts angehen."

Sie sah ihn ganz scheu an.

„Ja," sagte sie nur, schluchzend und ergeben, wie ein Kind, das in tiefer Not sich trösten lassen will, „ja, ja."

Dann richtete sie sich jäh auf und trocknete hastig die Augen.

„Aber nun ist's Zeit — ich will recht früh da sein."

*

Der Saal war ganz gefüllt. Meist junge Mädchen, die für Wassil Petrowitsch schwärmten. Im Vor dem stand ein Verkaufstisch mit den Sächelchen Wassils, und er stand dabei und setzte lächelnd seinen Namenszug auf jedes gekaufte Stück. Das Geschäft ging glänzend und die Begeisterung der jungen Damen war groß.

Die erste Programmnummer hatte Wassil selbst, eine neue Rhapsodie, die einen stürmischen Erfolg hatte. Dann kam die Reznikoff mit ein paar Liedern, und dann endlich erschien Phinele.

Sie trat unsicher wie eine Schlafwandlerin in die blendende Helle, und als sie den ersten, entsetzlichen Blick in den Saal warf, lief ein nervöses Zittern über sie hin. Sie tastete sich schnell zum Flügel, um sich zu stützen.

„Na, na, Kindchen," flüsterte Wassil ihr zu, „nehmen's sich doch ein bissel zusammen — was soll denn das heißen?"

Sie fuhr wie unter einen Peitschenhieb zusammen, trat einen Schritt vor und machte ihre Verbeugung. Dann kam ihr Einsatz, den sie richtig aufnahm, und sie spielte, sauber und klar. Aber das Blut brauste ihr in den Ohren und sie hörte zunächst keinen Ton. Das erfüllte sie mit jäher Angst, und während sie weiterspielte, suchte sie zu erfassen, ob sie auch mit Wassil zusammen sei und wo sie stand. Wassil verschleppte das Tempo, und plötzlich wußte sie, daß sie einen ganzen Takt voraus war. Das Herz stand ihr still und die Angst nahm ihr fast die Besinnung. Dabei versuchte sie aber doch, ihn nachkommen zu lassen — die Verwirrung wurde damit aber nur größer. Nun klang scharf und absichtlich ein Räuspern von unten herauf; Husten und Scharren folgte, und nun begann Phinele zu zittern und sie merkte gar nicht, daß ihr der Arm im Entsetzen gelähmt war und daß sie gar nicht mehr spielte. Sie sah nur die Köpfe da unten, die zu Ungeheuern anschwollen, die Riesenmasse wälzte sich erdrückend gegen sie heran, und vor ihren Augen stand plötzlich schwarze Nacht.

Die Geige fiel polternd zu Boden und Wassil sprang schnell hinzu um sie zu stützen.

„Ein Unwohlsein," sagte er dabei ins Haus hinein, „ich bitte für eine kurze Pause um freundliche Nachsicht."

Draußen warteten schon Frau Gerlinde und Franz. Auch der Doktor, den man vorsorglich gebeten hatte, das Konzert zu besuchen, war sofort zur Hand, und Phinele wurde ins Konversationszimmer gebracht.

Hier aber wartete ihrer eine verblüffende Ueberraschung.

In dem Zimmer befand sich Wanda Lermontieff, eine junge Landsmännin Wassils vom Konservatorium mit ihrer Geige, und vollkommen zum Auftreten fertig. Wassil trat sofort zu ihr hin und begann eifrig mit ihr zu sprechen.

Franz starrte die beiden verständnislos an, aber dann begriff er, und der Zorn schlug heiß in ihm empor. Der Russe hatte also ganz sicher damit gerechnet, daß Phinele das Konzert nicht werde durchführen können. Und das verschleppte Tempo, die Eigenmächtigkeiten, die auf die Solistin gar keine Rücksicht nahmen — die sahen plötzlich nach Absichtlichkeit aus, über die Phinele stolpern sollte. Das Ganze war also eine raffinierte ausgedachte, unsäglich niedrige Rache, und Phinele war ihr zum Opfer gefallen.

„Herr Doktor — ich bitte Sie, Zeuge zu sein, daß ich diesen edlen Moskowiter gezüchtigt habe!" Und klatschend schlug er Wassil ins Gesicht.

*

Das Frühjahr kam heran, ehe Phinele sich so weit erholt hatte, daß sie nach Hause fahren konnte. Im März hatte sie die Freude gehabt, den großen Erfolg mitzuerleben, den Franz mit einer finnischen Dichtung errang. Eigentlich gewann von da an das Glück erst die Oberhand, und Kraft und Gesundheit kamen schnell zurück.

Freilich kam damit auch das Leid der Trennung. Franz hatte den Mozartpreis erhalten und er sollte zunächst auf ein Jahr nach Paris gehen, um bei Massenet zu studieren. Dann war ein weiteres Jahr für den Aufenthalt in Rom bestimmt, und dann endlich wollte man, wenn die Umstände günstig wären, daran denken, die Hochzeit zu richten.

Es war ein schweres Scheiden aber Phinele hielt sich tapfer dabei, und sie trug die Trennung in stiller, fast heiterer Zuversicht. Das Glück war in ihr, und Zukunftsträume halfen ihr über die einsame Gegenwart fort. Dabei reifte sie zu einer gütigen selbstsicheren Ruhe heran, die fast etwas Fraulicheres hatte, und Frau Gerlinde sah mit tiefer Freude, wie Phinele auch körperlich immer widerstandsfähiger wurde und wie die Ansätze knospenhafter Schönheit sich entwickelten.

Gustl Swoboda war ein häufiger Gast. Es gab für ihn viel zu tun, bis die vielfachen Unternehmungen des Vaters geschickt und für den Uebergang in andere Hände vorbereitet waren, und die Tat lag fast ganz auf Gustl, da Graf Knizek sich mit seinem Kinde nach Java oder zurückgezogen hatte und für Geschäfte irgend welcher Art nicht zu haben war.

Knizek hatte erklärt, daß er Dissidien nicht mehr ertragen könne, und er war gern damit einverstanden, daß die Beilegung zum Verlauf ausgeschrieben werde.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201023021/fragment/page=0001

Damit war sich für Gusti endlich auch die Möglichkeit, das Versprechen in einwandfreier Weise zu erfüllen, das sie Annelieschen gegeben hatte. Er sann mit Ruhe über sein, man wolle den Zustand als gegeben ansehen, wie er vor der gewaltsamen Erwerbung durch Swoboda bestand. Danach wollte man, um ganz korrekt zu sein, zu den Hypotheken auch noch die Summen zuschlagen, die von Swoboda und den Grafen in die Besitzung gesteckt worden waren, um sie instand zu setzen. Was darüber hinaus erzielt werde, solle den beiden Komteſſen gehören.

Der Rest war so ansehnlich, daß die beiden Komteſſen recht gute Partien wurden, und Baron Inhofſ übernahm es mit herzlichem Dank für Gusti und den Grafen, die Form zu finden, die den Damen die Annahme des Geldes möglich machte.

Erholung von allen Geschäften suchte und fand Gusti nun in dem stillen, heiteren Hause an der Elbe. Zwischen ihm und Phinele entspann sich ein beinahe geschwisterliches Verhältnis, das aus der gemeinschaftlichen Liebe zu Franz seine beste Nahrung zog. Aber auch Frau Gerlinde und Hinrichsen hatten den ernsten, immer freundlichen und liebenswürdigen Mann lieb, und die Stunden, die er ihnen schenkte, waren ihnen allen Stunden genußvoller Ruhe und heiteren Behagens.

Im Spätsommer kam Lilli Unterwood zu Besuch und von nun an kam Gusti täglich. In diesen Wochen gab es ein stilles Suchen und endlich auch ein glückliches Finden. Kein lautes überschäumendes Glück, aber sonnig und klar — ein Glück das für ein Leben vorhalten konnte.

Phinele's Briefe an Franz waren erfüllt von sonnigem Glück, und aus jedem Wort klang ihm die süße Sehnsucht nach Erfüllung entgegen. Aber sie war bei alledem verständig genug, ihn nicht zu quälen und ihm die Ferne nicht unerträglich zu machen.

Zwei Jahre der Arbeit und des Harrens gingen so noch hin. Dann wurde Franz als Lehrer an die Akademie berufen, und nun reifte auch für ihn und Phinele das Glück zur Ernte.

Als Frau Gerlinde die Tochter zu dem Mann ihrer Liebe entließ, nahm sie sie in die Arme und sagte:

„Nun gehst Du wie Dora West. Eine Siegerin, die durch Irrtümer gegangen ist, um Ruhe in der besten Heimat zu finden, die uns Frauen gegeben werden kann: Im Herzen und in der Liebe eines treuen, tüchtigen Mannes."

Ende.

Wie Mariechen unter die Haube kam.

Von

Adolf Kassau.

(Nachdruck verboten.)

Mariechen Gose war das schönste Bauernmädchen im Dorfe. Daran zweifelte kein Mensch, am wenigsten sie selber. Interessierte Schmeichler hatten es ihr dutzendmal versichert, und sie ließ es sich von den großen Wandspiegel in der guten Stube jeden Tag erneut wiederholen. Der Spiegel war sicher in sie verliebt; denn er sagte ihr die schmeichelhaftesten Dinge von der Welt. Er pries ihr reiches, weiches, welliges Blondhaar als das schönste Vlies, daß er je gesehen, malte mit großem Eifer ihre apfelzarten Wangen und den kleinen, roten, süßen Mund, das Kinn mit den Liebesgrübchen, die ebene Stirn und die wie Himmelssterne flimmernden Blauaugen, und wenn sie sich zuweilen gar vor ihm enthüllte, so daß kein Faden an ihr hängen blieb, dann umschlang er die Fülle ihrer runden Formen mit solcher Inbrunst, daß sie vor eitel Vergnügen und Lust errötete und sich vor ihm verneigte, als ob sie ihm aus Dankbarkeit Reverenz erweisen wollte.

Mariechen ließ jedermann merken, daß sie sich ihrer unwiderstehlichen Schönheit bewußt war. Wie eine Königin schritt sie daher, und auf die Grüße von links und rechts erwiderte sie mit kargem Dank und kaum merklichem Neigen des Hauptes. An der Festtafel und auf dem Tanzboden verstand sie sich mit einem so deutlichen Schimmer von Würde zu umgeben, daß die kritikflissenen, maulfertigen alten und jungen Weiber des Dorfes umsonst Augen und Ohren spitzten, etwas an ihr und von ihr zu entdecken, das zu wochenlangem ergötzlichem Klatsch Veranlassung gegeben hätte. Sie rächten sich dafür durch hochmütig und hartherzig erklärten.

Die hübschen, jungen Burschen des Ortes kannten sie besser. Sie wußten, daß unter der Maske des Stolzes und der Sprödigkeit ein heißes Begehren machte und nur des Entflammens wartete, wie Glut unter Aschenlicht. Sie sahen, wie die flimmernden Augen der Schönen bald an jenem hingen und das Feuer in ihrem Innern blitzartig aus ihnen hervorbrach. Aber sie waren verschwiegen, wie es sich für die leichtblütige Jugend gehört. Wenn in später Nachtstunde die nedischen Klatschbasen sich in die Ehebetten heimgemacht hatten, war mit einemmal das harte Eis von Mariechens See geschmolzen. Sie ließ sich alsdann gern und oft hinausgeleiten, und einem um den andern ward die Ehre zuteil, ihr Ritterdienste zu tun. Der Bevorzugteste unter den Bevorzugten war August Fahrenfeld; er durfte sie nach Hause begleiten und sich an den feinsten Leckerbissen delektieren. So war es nur natürlich, daß er bald als ihr Bräutigam galt. Das war um so mehr zu verstehen, als er der schönste Bursch im Dorfe und der Erbe eines Bauernhofes war.

Wiederum jedoch hatten die Weiber sich getäuscht. Mariechen war wirklich stolz, und das Besitztum Fahrenfelds war ihr viel zu klein. Als ihre Gefühle und Gedanken sich endlich konzentrierten, da bot sie sich mit Blicken und vermutlich sprechenden Gebärden dem letzterlangten Hermann Lehnede an, dem einzigen Sohne des reichsten und größten Bauern des Dorfes. Hermann schlich lange um sie herum, wie der Fuchs um die Falle; endlich aber biß er an, und zwar grimmlich. Auf dem nächtlichen Wege vom Jahrmarkt eroberte er sie und sie schwur ihm, was alle Mädchen schwören und alle betörten Burschen glauben: daß er ihr erster und letzter wäre. Daß er ihr letzter sein sollte, war ihr aufrichtiger Wille. Als er sie dann Abend für Abend besuchte, hielt sie sich ihres Sieges sicher und sah sich im Geiste schon als großmächtige Bauernkönigin. Ihre Hoffnungen wuchsen, als sie sich guter Hoffnung fand.

Aber wiederum hatten die zahlreichen Neuigkeitsberichterstatterinnen die Rechnung ohne den Wirt, oder vielmehr: ohne die Wirtin gemacht. Als die Mutter Hermanns von seinem Verhältnis erfuhr, ließ sie ein fürchterliches Hagelwetter über den armen Sünder los. Niemals, erklärte sie mit unnachgiebiger Bestimmtheit, würde sie dulden, daß das Frauenzimmer ihren Hof als ihre Schwiegertochter beträte. Sie unterfasse ihm aufs strengste jeden weiteren Verkehr mit dem Mädchen. Die Gründe für den Widerstand der alten Dame gegen die Heiratspläne ihres Sohnes waren im Orte wohl bekannt und wurden an allen Tischen besprochen. Sie war einst die Braut von Mariechens Vater gewesen, und er hatte sie auf Betreiben seiner Eltern sitzen lassen. Nun bot sich ihr willkommene Gelegenheit zu ausgiebiger Rache, gemäß der Maxime: Wie du mir, so ich dir.

Hermann kannte den unbeugsamen Sinn seiner Mutter und gab Mariechen für sich verloren. Zwar schlich er sich ab und zu noch wieder hin; aber mit der früheren Traulichkeit war es vorbei. Mariechen merkte den Umschwung bald, und sie bot alle ihre Künste auf, ihn sich zu erhalten; doch mußte sie bald erfahren, daß ihr Spiel verloren war, und nach einigen Wochen blieb Hermann ganz weg. Sie ärgerte sich mehr, als sie sich grämte, und es war ihr recht, daß auch August Fahrenfeld Anspruch auf die Vaterschaft des Lebensanwärters machte.

Als die Hebamme in Hermanns Elternhause mit der frohen Botschaft erschien, daß ein Stammhalter angekommen wäre, dirigierte Mutter Lehnede den seltsamen Gast kurzerhand mit einigen groben Höflichkeiten an die frische Luft.

Die kleine Halbwaise schien dieser schlechtesten aller Welten keinen Geschmack abgewinnen zu können und machte sich ungerweise nach einigen Wochen wieder aus dem Staube.

Mit Mariechens Ansehen und Ruhm war es natürlich vorbei. Die redegewandten Mäuler letzteiligten sich Tag für Tag, die Gedemütigte ganz in Grund und Boden zu klatschen. Sie schien das zu ahnen und ließ sich deshalb sehr selten sehen. Wenn ihr Weg sie durchs Dorf führte, dann trug sie das Kopftuch tief ins Gesicht gezogen und ging ohne Gruß vorüber.

Auch Fahrenfeld wurde unter der Hand ein Antrag gemacht; er ließ sagen, daß er sich die Sache erst noch überlegen wolle. Darüber verging ein Jahr. Endlich erschien der Retter aus Not und Schande in Gestalt des verschuldeten, älteren Großbauern Lüders aus einem Nachbardorfe. Er meldete Besuch und Absicht brieflich an und bat um schriftlichen Bescheid, falls sein Antrag abgelehnt werden sollte. Selbstverständlich war der Mann willkommen.

Vater, Mutter und Tochter waren am Abend in der guten Stube versammelt, als Lüders zur festgesetzten Zeit auf dem Plane erschien. Er war groß und stark gebaut und hatte eine Glatze. Mariechen dachte: Und wenn er kein Haar am ganzen Körper hat — ich nehme ihn dennoch. Er sagte sie bei der Begrüßung scharf ins Auge, und sie schien, obwohl sie bleich aussah, einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen. Dann wandte er sich, auf den ihm dargebotenen Stuhl Platz nehmend, mit diesen Worten an Gose: „Sie haben also meinen Antrag angenommen. Das freut mich. Wie ich Ihnen schon schrieb, ist mein Gut verschuldet, und deshalb muß ich von vornherein wissen, was Sie Ihrer Tochter mitgeben können."

Gose erwiderte: „Ich gebe jedem meiner Kinder zwölftausend Taler mit. Mariechen soll aber, weil ihr die Geschichte passiert ist, fünfzehntausend bekommen."

„Das ist mir zu wenig," sagte Lüders hierauf, „unter Zwanzigtausend kann ich nicht heiraten."

Da sprang Gose vom Stuhl auf, das Zimmer mit langen Schritten messend, und sagte stöhnend: „Zwanzigtausend, Zwanzigtausend! Wo soll ich das Geld hernehmen, Herr Lüders! Ich kann doch meine anderen Kinder nicht um ihr Erbteil bringen."

„Dann kann's nichts werden," entgegnete Lüders kalt und trocken.

„Sagen wir sechzehntausend."

„Nichts zu machen."

„Siebzehneinhalb."

„Ich muß auf meinem Satze bestehen."

„Lassen Sie wenigstens zweitausend ab."

„Nicht einen Taler."

Da trat Mariechen zu dem auf und ab marschierenden Vater hin und sagte in bittendem Tone: „Gib es ihm doch, Vater."

Der aber rief im Gehen: „Halt du dein Maul!"

Sie aber ließ nicht nach, sondern faßte seine Hand und bat: „Vater, ich bitte dich recht herzlich, gib ihm das Geld."

Er sagte mit rauhen Worten: „Ja, ja, du! Deinetwegen, deines dummen Streiches wegen kommt man noch von Sack und Saat. Zwanzigtausend kann ich nicht hergeben."

„Tu's, Vater, tu's! Mit mir ist's nämlich —"

Da drehte der Alte sich zu ihr hin und fragte mit bebender Stimme: „Was ist? Was?"

Das Mädchen schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte verzweiflungsvoll: „Mit mir ist es schon wieder so."

Da packte der Alte die laut Weinende an beiden Schultern und schrie: „Heiliges Kreuzbombenmordgranatenfeuer! Von wem, du Strick?"

„Wieder von Fahrenfelds August."

„So heirate ihn!"

„Er tut's nicht."

„Du Galgenstrick!"

Die Mutter war vom Stuhle geglitten und lag händeringend auf den Knien. Lüders hatte Hut und Stock genommen und wollte ohne Abschied zur Tür hinaus. Der Alte und Mariechen eilten auf ihn zu und hielten ihn an den Aermeln fest.

„Bleiben Sie, Herr Lüders!" rief Gose.

„Bleiben Sie!" schluchzte Mariechen.

„Wieviel verlangen Sie?" fragte Gose.

„Dreißigtausend."

„Sollen Sie haben."

„Am Tage vor der Hochzeit auszuzahlen."

„Ja, und auf Ihr Gut gerichtlich einzutragen."

„Einverstanden!"

Als Lüders, von Mariechen eine Strecke begleitet, am späten Abend das Haus verlassen hatte, sagte Mutter Gose:

Er hätte es auch für fünfundzwanzig gemacht."

Aber Gose erwiderte: „Der würde sich gehütet haben! Wir sind noch gnädig genug davon gekommen."

Vier Wochen später wurde die Hochzeit gefeiert.

Wenn Mariechen heute in ihrem Heimatdorfe auf Besuch ist, sieht sie hoch und stolz auf alle herab, denen sie einst ihre junge süße Liebe geschenkt hat.

Der Schlager.

Von

Karlernst Knatz.

(Nachdruck verboten.)

Nach seinen Beobachtungen gibt es im merkwürdigen und zanke haften Reich der Mode zwei Dinge, die feststehen. Da ist erstens der „Entwurf" oder das „Modell". Das Modell können sich nur die Begüterten in seiner ursprünglichen Echtheit und Reinheit leisten und die andern empfangen es in einer fragwürdigen Verschlimmbesserung, die sich sowohl auf die Form wie auf den Stoff erstreckt.

Und dann gibt es für die breiten Massen — für die muß es auch etwas geben, nicht wahr? — etwas, und das ist der Schlager. Das „Modell" ist immer teuer und stammt von einem „ersten Künstler". Wenn einer einfachen Schneiderin oder Hutmacherin eine kleidsame Kopfbedeckung oder eine neue Faltenlinie einge allen ist, und sei ihre Schöpfung noch so genial und reizvoll — es ist kein „Modell". Denn wie gesagt, das Modell stammt nun einmal von einem „ersten Künstler". Deshalb, o Zeitgenosse, müssen sich all die Mädels und jungen Frauen, die nur hübsch sind und sonst nichts haben, mit dem „Schlager" begnügen. Aber der „Schlager" ist ihnen sicher.

Jedes Frühjahr und jeden Herbst erscheint er auf der bekannten Bildfläche. Eines schönen Tages sieht man auf der Straße ein frisches Ding, das einen Hut oder eine Kappe oder Mütze oder wie das Ding sonst heißen mag, von auffälliger Form und noch auffälligerer Farbe auf dem Blondhaar trägt. Zwanzig Schritt weiter erscheint bereits wieder eine Eva mit dem gleichen Hauptschmuck. Und — potztausend! — da schon wieder eine und da hinten allermaßl Sehen Sie, das ist der Schlager. Ueber Nacht ist er für die Oeffentlichkeit geboren worden. Schon Monate vorher hat ihn Konfektion und Einkäufer mit weiser Berechnung geschaffen, kalkuliert und in Stapeln gehäuft.

Zur Naturgeschichte des Schlagers sei bemerkt: er ist immer einfach, aber „schick" und vor allem gänzlich abweichend von seinem Schlager-Vorgänger. Kurz, er ist eben so, daß Lilly und Ellinor, Traute und Gertrud einfach durch sein Erscheinen gezwungen sind, ihre bisherige Kopfbedeckung als völlig „unmöglich" nunmehr abzulegen. Denn das ist beim Schlager der Witz.

Diesen Herbst ist der Schlager eine besonders kühne Ueberraschung. Es ist eine Art unten zugenähter Schlauch aus Filz, den jede Trägerin sich durch Kniffen, Falten, Krempeln, Ein- und Ausstülpen höchst persönlich zurechtschaffen kann. Er bringt ungeahnte Möglichkeiten in sich. Es ist sozusagen der Stein der Weisen, aus dem alles zu machen ist. Man kann ihn platt, rund, spitz, hoch und niedrig tragen. Fräulein Müller kann diesen Schlager zu einer erotischen Herausforderung gestalten, während Fräulein Schulz nicht gehindert ist, ihm die Ehrbarkeit einer Klosternonnenkutte abzuringen. Meiner Ansicht nach kann man ihn auch noch als Handbeutel, Fußsack, Autolappe und Marketasche verwenden. Es ist in der Tat ein erstaunlicher Schlager. Er tritt in sämtlichen Regenbogenfarben auf, er wird bestickt, verschleiert, ornamentiert. Es gibt überhaupt nichts, was die erfindungsreiche Eitelkeit des Weibes nicht aus ihm und mit ihm machen könnte.

Welch eine Erfindung, solch ein Schlager! Nur schade ich weiß, seine unendlichen Möglichkeiten dauern höchstens bis zum Frühjahr, wo er durch den neuen Schlager ebenso „unmöglich" wird, wie alle seine Vorgänger

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201023021/fragment/page=0002